

Philipp Ruch

Die Zukunft eines Verbrechens. Zur Gefühls-, Begriffs- und Imagebildung von Genoziden

1 Namen- und Bildlosigkeit des Völkermords

Was hätte ein Amerikaner im Jahre 1943 vom Holocaust wissen *können*, wenn er sich dafür interessiert hätte? Die Antwort auf dieses Gedankenexperiment wird einiges über Sehgewohnheiten, menschliche Wahrnehmung und die kollektive Erinnerung enthüllen. Die Antwort wird ein Lehrbeispiel für eine *politische Epistemologie des Genozids* sein – letztlich für die Frage, wie Genozide überhaupt erkannt, gebildet oder verschattet werden.

Als deutsche Polizeieinheiten 1941 in die Sowjetunion einfallen und Menschen zusammentreiben, erschießen und erhängen, kommentiert Winston Churchill: »Seit der mongolischen Invasion Europas im sechzehnten Jahrhundert gab es kein methodischeres, gnadenloseres Abschlachten dieser Größenordnung. Und das ist erst der Anfang. [...] Wir leben in Gegenwart eines Verbrechens ohne Namen« (Quigley 2006, 3). Das politisch geplante, militärisch realisierte Verbrechen millionenfacher Tötungen schrie nach einem Namen, aber auch nach einer strafrechtlichen Absetzung von den ›gewöhnlichen‹ Verbrechens- und Tötungsraten in Kriegen. Die Grauens- und Schreckensdimension schien unbekannt. Sie war es, die politisch, rechtlich und historisch zunächst einmal zugänglich gemacht werden sollte. 1944 wurde das Verbrechen mit dem altgriechischen Wort für Stamm oder Volk (*genos*) und dem lateinischen Begriff für Niederhauen, Fällern (*caedere*) zu *genocide* zusammengesetzt und 1948 als eigenständiger Straftatbestand im internationalen Recht anerkannt. Das Augenmerk der Verabschiedung der Genozidkonvention der Vereinten Nationen lag aber nicht auf der strafrechtlichen Ahndung eines Verbrechens aus der Vergangenheit. Die Urteile gegen die Hauptangeklagten der Nürnberger Prozesse lagen bereits zwei Jahre zurück. Was Raphael Lemkin umtrieb, war kaum die historische Singularität der Verbrechen des Zweiten Weltkrieges, sondern die Furcht vor deren *Gängigkeit*. Es ging darum, wirksame Sanktionen gegen ein gesichtsloses Ver-

brechen zu sammeln, von dem die Welt weder Bild noch Namen besaß. Die Sorge galt der Zukunft eines Verbrechens.

Unser Amerikaner im Jahre 1943 interessiert sich selbstverständlich nicht für *die Vorgänge*, die gerade als Holocaust in die Geschichtsbücher eingehen. Woher rührt nun seine Gleichgültigkeit? Zum einen fehlen ihm schlicht Begriff, Vergleichsmöglichkeiten und eine Vorstellung von der Tötungsdimension, d. h. ihm fehlen die semantischen und ikonischen Gefäße, mit denen er die Splitter unskizzierter Grausamkeiten auffangen könnte. Er besitzt keine *Vorbildung*, keine phänomenologische Evidenz, keine »heiße Erinnerung« (vgl. Maier 2002, 333) dessen, was sich in weniger als vier Jahren zu einer der bedeutsamsten Katastrophen in der Geschichte der Menschheit – mit Todeslagern, Gaskammern und Maschinengewehren – auswächst. Ein Amerikaner im Jahre 1943 ist kognitiv blind für die Unsumme an Verbrechen, die im Osten Europas von deutschen »Einsatzgruppen« zusammengeschossen wird. – Von Juli bis November 1941 allein waren es 500.000 ermordete Juden (vgl. Hilberg 1994, 307 ff., 312).

Der Zeitgenosse eines Völkermordes müsste sich 1943 darauf verstehen, die unzähligen deutschen Kriegsverbrechen *additiv wahrzunehmen*. Der Holocaust bricht nicht als singuläres Ereignis über die Welt herein, sondern setzt sich aus einer enormen Anzahl Massaker zusammen. Retrospektiv werden politische und militärische Vorgänge – mit einiger Berechtigung – zu einem Ereignis verschmolzen. Aber wer sie in einem überdehnten Sinne »erlebt«, sieht Ereignisse, günstigstenfalls eine Kette von Ereignissen. Unser Amerikaner müsste 1943 »im Bilde« sein und den erst ein Jahr später aufkommenden Begriff für die Verbrechen besitzen. Er müsste Informationen, Nachrichtenmeldungen und Gerüchte zu einem Ganzen, dem Holocaust, zusammenaddieren, als das sie heute im kollektiven Gedächtnis nachscheinen. Zu erwarten steht epistemologisch formuliert aber, dass er in und hinter den Ereignissen gar nichts sieht. Wir können einem amerikanischen Chefredakteur 1943 kaum nachtragen, wenn er an der Stelle nichts erkennt, wo wir eine menschlich wie historisch einmalige Katastrophe sehen. Wir verzeihen einem Amerikaner 1943, dass er den Genozid »verschläft«, weil er keinen Begriff und kein Bild von den Tötungen besitzt. Die »kognitiven Muster für die Wahrnehmung von Genoziden« sind schlecht entwickelt (Dörner 2007, 89). Bilder, soviel sei eingeschoben, bleiben den Verbrechen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges keineswegs fern. Die Bilder scheinen aber für die schriftversessene gebildete Öffentlichkeit des Jahres 1943 nur nicht

derart ausschlaggebend zu sein wie für den modernen Bilderhunger nach einer »Visualisierung der Kultur« (vgl. Levy/Sznaider 2001, 48), für den ein Konflikt, der sich bildlich nicht ausbreitet, nicht existiert und vergessen wird.

Das Bild einer totalen amerikanischen Ahnungslosigkeit hat nicht zuletzt im Lichte der Erfahrungen mit den neuen Genoziden Risse bekommen. Nicht nur für die Wahrnehmbarkeit des symbolischen Höhepunktes aller Genozide in Deutschland gilt, »dass das grausame Sterben eines großen Teils der Holocaust-Opfer gegenüber der Öffentlichkeit nur relativ schlecht oder überhaupt nicht abgeschirmt war« (Dörner 2007, 22). Ein Erschütterer liebgewonnener Gewissheiten ist der jüdische Aktivist Hillel Kook, besser bekannt unter dem – für amerikanische Ohren unverdächtig klingenden – Pseudonym »Peter Bergson«. Der Fall Bergson lehrt einiges über die Grenzen zivilgesellschaftlichen Aktivismus' im Kampf gegen Genozid.

Peter Bergson schaltete 1943 ganzseitige Anzeigen in der *New York Times*, in denen er die amerikanische Öffentlichkeit über die geplante Vernichtung von fünf Millionen Juden aufklärte. Ganzseitige Anzeigen, verfasst nicht von einem drittklassigen Schreiberling, sondern von Ben Hecht, dem populärsten Drehbuchautor Hollywoods. Hecht verdankt die Welt *Vom Winde verweht*. Bergson verfasste tausende Hilfsgesuche und Nottelogramme, betrieb aggressiv Lobbyarbeit und führte dem ganzen Land »We Will Never Die« vor, ein Historienspiel mit bekannten Schauspielern unter der Musik von Kurt Weill, in dem es um die Geschichte des jüdischen Volkes vom Anfang bis zum Ende in sogenannten »Nazi-Massakern« ging. »We Will Never Die« war erstaunlich wirksam, was Bewusstseinsbildung und Informationsgehalt angeht. Die Premiere fand nicht in einem Hinterhaustheater, sondern auf dem Madison Square Garden vor 40.000 Zuschauern statt. Hunderte Kongressabgeordnete und Kabinettsmitglieder, sogar die First Lady bekamen es zu sehen. Am Ende hatten Millionen Zuschauer eine tendenziöse, völlig korrekte Darstellung der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik gesehen. Wie also war Peter Bergson zu seinen Informationen gelangt?

Bergson war hochsensibel für alle Informationen um das, was wir heute mit Holocaust bezeichnen. Berichte über Massaker begleiteten die Operation »Barbarossa« – die Invasion der Sowjetunion mit 3.600.000 Soldaten, 600.000 Fahrzeugen, 3.350 Panzern und, so gar nicht ins kollektive Bildgedächtnis passend, 625.000 Pferden – von Anfang an (vgl. Wiegrefe/Hage 2004, 166 f.). Massenmorde werden gemeldet aus Minsk,

Witebsk, Kiew, Charkow, Riga (vgl. Greiner 1995, 47). Spezialisten des britischen Geheimdienstes brechen in den Funkverkehr von Einsatzgruppen und sogar Konzentrationslagern ein (vgl. Bajohr/Pohl 2006, 86). Die *Neue Zürcher Zeitung* berichtet pausenlos über die Deportationen (ebd., 88). Die amerikanische Presse berichtet über Konzentrationslager, Vergasung und Genozid.

Der chronologische Weg zur Wahrnehmung *der Gestalt* des Holocaust in Amerika sieht folgendermaßen aus: Die britische *Daily Mail* vermeldet am 2. Juni 1942 unter der reißerischen Schlagzeile »Greatest Pogrom – One Million Jews Die« erstmals die Massenvernichtung (vgl. Gerste 2011, 220). Am 9. Juni 1942 spricht der polnische Exilpremier Sikorski im Rundfunk über Massaker an Juden (Bajohr/Pohl 2006, 93). Am 20. Juni 1942 nennt die *New York Times* Osteuropa ein »vast slaughterhouse for the Jews«. Dieselbe Zeitung berichtet eine Woche später von Menschen, die bei Chelmnö in Gaswagen ersticken. Die *Times* vermeldet eine Million ermordeter Juden (vgl. ebd., 94). Der *Toronto Globe* weiß über die Räumung des Warschauer Ghettos beinahe live zu berichten: »Gestapo Plans to Exterminate all Jews in Warsaw Ghetto« (ebd.).

Im August 1942 erreichen den Präsidenten des *American Jewish Congress* Stephen S. Wise Berichte über die systematischen Vernichtungspläne Deutschlands (vgl. Greiner 1995, 121 f.). Besonders in der Westukraine und in Weißrussland spielen sich zu dieser Zeit »höllische Szenen« ab (vgl. Pohl 2002, 112). Wise wendet sich an das State Department, das ihn für eine Prüfung vertröstet. Am 24. November 1942 wird ihm die erfolgte Auslöschung der Hälfte aller osteuropäischen Juden behördlich bestätigt. Stephen S. Wise wendet sich noch am selben Abend an die Presse und verbreitet die horrenden Todeszahlen als Angaben von Regierungsseite. Auch an dieser Stelle verbirgt sich eine Lektion zur gesellschaftlichen Wahrnehmungsfähigkeit von Genozid, welche neuere Erfahrungen in Ruanda oder Bosnien bestätigen: Die *New York Times* druckt die Todeszahlen auf Seite 10, in der *Washington Post* findet der Tod von 2,5 Millionen jüdischen Zivilisten auf Seite 6 Platz (Wyman/Medoff 2002, 29).

Der Holocaust steht Ende 1942 beinahe täglich in den Zeitungen. Die *Londoner Times* berichtet am 17. Dezember 1942 von einer »Endlösung der Judenfrage« (Greiner 1995, 48). Die Vereinten Nationen veröffentlichen in Abstimmung mit US-Präsident Roosevelt folgende Erklärung:

»Aus allen von den Deutschen besetzten Ländern werden die Juden unter den brutalsten und grauenhaftesten Bedingungen nach Osteuropa verschleppt. In Polen, das die Nazis zu ihrem grössten Schlachthaus gemacht

haben, [...] Diese bestialische Methode planmässig betriebener Ausrottung bestärkt nur alle freiheitsliebenden Völker in ihrer Entschlossenheit, mit der Hitlerbarbarei endgültig aufzuräumen. [...] Keiner, der für diese Verbrechen verantwortlich ist, wird der Strafe entgehen.« (Vgl. Dörner 2007, 809)

Am 18. Dezember 1942 schaffen es die Verbrechen auf die Titelseite der *New York Times*. Sogar der Papst spricht den Genozid in seiner Weihnachtsansprache an (ebd., 454). Im Mai 1943 wagt sich das State Department auch ohne Mittelsmänner an die Öffentlichkeit: »Es steht nun außer Zweifel, daß das Deutsche Reich [...] dabei ist, die jüdische Religion und das jüdische Volk auf dem europäischen Kontinent auszurotten« (Waite 2006, 223). Meldungen über das Ausmaß der Kriegsverbrechen erscheinen jeden Tag in den Zeitungen.

Der Holocaust zeugt unter epistemologischen Gesichtspunkten nicht von anderen, sondern von denselben Problemen, mit denen die Genozidforschung auch für Bosnien und Ruanda ringt. Ein erkenntnistheoretisches Problem besteht – beim Holocaust wie bei den neuen Genoziden – nicht in fehlenden Begrifflichkeiten, geschweige denn im Bild- und Anschauungsmaterial der Verbrechen. Das Problem rankt um die Wahrnehmung einzelner Massaker und Erschießungen als Ausläufer ein und desselben politischen Vernichtungsplans. Die Wahrnehmung von Genozid hat nur begrenzt mit historischem Vorwissen, Begriffsbildungen und Bildwirkung zu tun. Selbst wenn das politische Wissen verfügbar ist, gelangt ein Völkermord nicht ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Wie ist der Prozess der Tötung vom Einzelereignis unterscheidbar? Wie wird eine Summe, ein Zusammenhang, eine Verkettung für Einzelereignisse gestiftet? Was in Deutschland bis 1978 schonend als ›Auschwitz‹, in der Folge des sechsstündigen TV-Films von Marvin Chomsky dann als Holocaust (vgl. Frei 1992, 101) amalgamiert wurde, vollzieht sich im Moment seiner Genese notwendig sequenziell und prozessual. Ein Völkermord besteht aus episodischen Splintern grausamer Massaker, die in der historischen Rückschau gerne zu einem einzigen Ereignis deklariert, im Moment ihrer Entstehung aber nicht anders als isoliert und unzusammenhängend betrachtet werden. Erst mit steigender Opferzahl kommt die Interpretation eines Genozids überhaupt auf. Können die verstreuten Ausläufer der Vernichtung aber überhaupt als ein Prozess wahrgenommen und erkannt werden?

Trotz des Holocaust als westlicher »Meistererzählung schlechthin« (Jarausch/Sabrow 2002, 11), als Vorratskammer des »negativen Gedächtnisses« (Koselleck 2002, 21) und gegen Adornos Forderung, »dass

Auschwitz nicht noch einmal sei« (Horn 2009, 212), haben sich neue Völkermorde ereignet. Nicht die mythische Kraft des Holocaust steht damit auf dem Spiel, sondern seine politische Wirkmächtigkeit, seine Eignung als ›Lernstoff‹, ›Schocktherapie‹ oder pädagogisches Projekt (vgl. Brink 1998, 202 ff.). Die Bewusstwerdung, Begriffsbildung, Bezeugung, Vertonung, Gefühlsbildung, Verbildlichung und Veranschaulichung des Holocaust als der symbolische Tiefpunkt der Geschichte der Menschheit konnte *die Zukunft des Verbrechens* bis heute nicht beenden.

2 Die Ikonografie der Tötungen

In Ruanda wurden vom 6. April bis zum 17. Juli 1994 nach vorsichtigen Schätzungen eine Million Menschen systematisch gejagt, aus ihren Häusern gezerzt und hingerichtet. Was zunächst auffällt, ist der Umstand, dass sich die Täter keine Mühe gaben, die Tötungen zu verbergen: »Der Genozid fand in hellem Tageslicht statt und wurde im Radio übertragen« (Melvern 2002, 92). Die Distribution der Waffen, die Massakrierung und die Abtransporte der Leichen fanden nicht an abgelegenen Orten, sondern auf den Haupt- und Dorfstraßen von Ruanda statt. Von einer ›Scham‹ der Täter durch die offen ausgestellte ›Evidenz‹ oder Sichtbarkeit ihrer Verbrechen kann keine Rede sein. Wer sich im Mai 1994 als Journalist nach Ruanda begab, erhielt das zweifelhafte Vergnügen, einem Völkermord ohne jede Distanzierungsmöglichkeit beizuwohnen. Obschon das bestialische Inferno Zeitungs- und Rundfunkhäusern in aller Welt ikonografisch betäubend in die Augen biss, zogen die blutigen Gemetzelbilder ausländische Journalisten nicht nach Ruanda, sondern hielten sie gerade fern (vgl. Scherrer 1999, 77).

Den im Zeitraum des Völkermords über 2.500 akkreditierten Journalisten bei den ersten freien Wahlen in Südafrika stehen fünfzehn Kriegsberichterstatter aus Ruanda gegenüber (vgl. Melvern 2002, 98). Auch das ungedämpfte Scheinwerferlicht auf den Prozess um O. J. Simpson und den Unfalltod Ayrton Sennas lässt das von der Soziologie gesungene Hohelied auf die sogenannte »Informationsgesellschaft« wie Katzenmusik erklingen. Dennoch ist Ruanda im strengen Sinn kein Beleg für das Versagen der Information. Die mediale Gleichgültigkeit gegenüber den genozidalen Tötungen hat *mit den Bildern selbst* zu tun, wie gleich zu zeigen sein wird.

Die Politik, im Besitz gestochen scharfer Ansichten, verordnete sich ein totales *Erkenntnisverbot* der Menschenvernichtung als *genocide* (vgl.

Melvorn 2002, 99). Dabei kursierten Berichte über die Verbrechen eines extremistischen Zusammenschlusses mit dem Namen »Le Réseau Zéro« (zéro als Vorgabe für die Tutsi) seit Juni 1991. Auf allen Kanälen, geheimdienstlichen wie medialen, liefen die Vorbereitungen zum Genozid. Tausende Tutsi kamen in den drei Jahren vor dem Genozid in zahlreichen Massakerwellen um, in denen die Täter das organisierte Töten erst erlernten (vgl. Melvorn 2009, 48; Kakwenzire/Kamukama 2000, 61 ff.).

Trotz der Existenz ausreichender Informationen kam die Idee eines Genozids erst nach Abschluss der Tötungskampagne auf (Chaon 2007, 160 ff.).

Die Verzweiflung, Ohnmacht und Wut in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Ruanda nähren sich zu einem guten Teil aus dem – letztlich bereits am Holocaust ablesbaren – Drama der Verfügbarkeit von Informationen bei gleichzeitiger Einflusslosigkeit auf Medien, Gesellschaft und Politik. Während die Gleichgültigkeit der amerikanischen Öffentlichkeit gegenüber dem Holocaust mit einer mangelnden kognitiven Wahrnehmungsfähigkeit für die Verbrechenkategorie ›Völkermord‹ erklärt werden konnte, entfällt diese Argumentation für das Desinteresse der modernen ›Weltöffentlichkeit‹. Die Genozide in Ruanda wie in Bosnien fielen in die Augen einer historisch und kulturell vor-, teils sogar hypersensibilisierten Bevölkerung für die Verbrechen- und Schreckensdimension des Völkermords. Eine Ironie der Geschichte will es, dass Ende 1993, Monate vor Ruanda, der Hollywood-Blockbuster *Schindlers Liste* die kulturellen Erinnerungen an Völkermord auffrischte, was aber keineswegs dazu führte, die ruandischen Massakerwellen als *genocide* wahrzunehmen.

Statt in den Chor der wissenschaftlichen Aporie über das Versagen der Informationen, Berichte oder Bilder genozidaler Verbrechen einzustimmen, habe ich mir erlaubt, die Fragestellung abzuändern und am Beispiel Ruandas die Wahrnehmungs- und Reaktionsmuster zu untersuchen. Warum sind Medien und Bevölkerung nicht in der Lage, Völkermord im Augenblick seines Auftretens *zu sehen*? Welche Annahmen vermögen die Kraft der Bilder, die auf Genozid hinweisen, zu brechen? Wie wird die Macht von Bildern, Berichten und historischer Vorbildung ausgehebelt? Oder schlicht: *Was sah die Öffentlichkeit in den Bildern aus Ruanda?*

Das ›Image‹ des ruandischen Völkermords wird bis heute von der Ikonografie des beinahe flächendeckend eingesetzten Tötungswerkzeug beherrscht: den *Pangas* – Macheten (vgl. Mamdani 2001, 5). Das *Zu-Tode-Hacken* war die gängige Vernichtungspraktik. Dabei stellte sich die

Wahl der Machete als Instrument ethnischer Destruktion für die Täter als maßloser, ikonografischer Glücksfall heraus. Denn die Macheten-Bilder schufen ihre eigene Wirklichkeit. (Abb. 1, Farbab. 9)

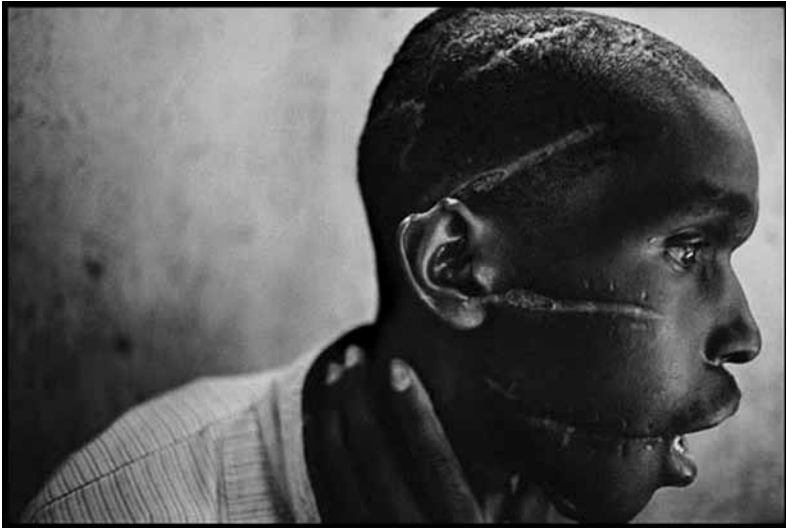


Abb. 1: James Nachtwey: Ein verletzter Hutu-Angehöriger, der von der Interahamwe verdächtigt wurde, mit den Tutsi zu sympathisieren (1994).

Der Fotograf James Nachtwey trat mit der These hervor, seine Kriegsbilder dienten – unverstellt von Worten – dem Ziel, das Wesen der Ereignisse unmittelbar wahrzunehmen (vgl. Nachtwey 1999, 469). Bereits sein bekanntes Bild eines versehrten Angehörigen der Hutu (Abb. 1), der von den Milizen der *Interahamwe* verdächtigt wurde, ein ›Sympathisant‹ der Tutsi zu sein, entwirft etwas anderes. Für die extremistische *Interahamwe* sympathisierte mit den auszurottenden Tutsi bereits jeder Ruander, der sich nicht am genozidalen Gemetzel beteiligen wollte. In diese Fotografie eines Ruanders, dessen Gesicht mehrfach horizontal mit der Machete zerschlitzt und geschändet wurde, hat sich deshalb ein Stück Herrschaftsarkanium eingeschlichen. Das Bild zeigt, wie Hunderttausende Menschen zu extremistischen Mördern rekrutiert werden können. Denn Nachtwey fotografierte ganz eigentlich die Alternative zur staatsbürgerlichen ›Pflicht‹ des Tötens, zur Schaffung einer ›besseren‹ Gesellschaft durch die Vernichtung der Tutsi (vgl. Schilling 2005, 85). Das Bild zeigt anschaulich, was einem Hutu 1994 blühte, wenn er sich nicht an

den Massentötungen beteiligen wollte oder – affekttheoretisch – wenn er sich nicht von der Aussicht auf Besitz und Frauen zur Plünderung und Vernichtung locken ließ (vgl. Mamdani 2001, 201 f., 212, 218 ff.; Scherrer 1999, 82 ff.). In der Logik der *Interahamwe* war ein Angehöriger der eigenen Rasse, der die Tötungskommandos missbilligte, bereits ein ›Sympathisant‹ der Tutsi, weshalb der Genozid auch an die 200.000 Angehörigen der Täterethnie vernichtete. Diese Opfer werden von der Literatur gerne als ›gemäßigt‹, ›oppositionell‹ oder ›moderat‹ beschrieben (Taylor 2004, 102).



Abb. 2–3: Allan Thompson: *The father and daughter we let down* (2009)

Auf die ersten Ausläufer der Massaker stießen polnische Militärbeobachter der Vereinten Nationen am 9. April 1994 in

Gikondo, einem südlichen Distrikt Kigalis. Stefan Stec filmte dort Leichen mit einem Camcorder ab, darunter Frauen, Kinder und Säuglinge. Säuglinge wurden in die Verbrechen deshalb mit hineingerissen, weil den Opfern der Tutsi jede Aussicht auf Vergeltung – durch die Totalausrottung – genommen werden sollte. Die Propaganda der Extremisten heizte die Existenzängste der Hutu mit Verweis auf die burundischen Blutbäder von 1972 an, denen 200.000 Hutu zum Opfer fielen (vgl. Mamdani 2001, 230, 233). Die totale Vernichtung der »inneren Feind(e)« (Schilling 2005, 82) sollte – propagandistisch – einem staatsstabilisierenden »Akt der Selbstverteidigung« gleichkommen (vgl. Prunier 1995, 226).

Bevor die Frage aufgeschlossen wird, was die westliche Öffentlichkeit in diesen Bildern sah, soll eine Aufnahme vom Akt der Tötungen selbst herangezogen werden. Der britische Kameramann Nick Hughes filmte am 11. April 1994 gegen 10 Uhr morgens aus einem Fenster vom Dachgeschoss der französischen Schule Gikondos. Der Mann, der im Tal auf

dem roten Lehmboden kniet, streckt die Arme in Richtung Himmel (oder zu den Angreifern) aus und wird enthauptet. (Abb. 2 und 3, Farbabb. 10)

Zu seinen Füßen liegt seine Tochter, die mit wenigen Hieben ebenfalls Ziel der Hinrichtung wird (vgl. Thompson 2009). Hughes lässt sein Videomaterial noch am selben Tag nach Kenia ausfliegen. Über Nacht wird es von Fernsehsendern in aller Welt verbreitet. Die Aufnahme ist zentral, weil sie der Todeszone nicht nach vollendetem Genozid, sondern am Beginn entweicht und überall gezeigt wird.

Was sehen Medien und Öffentlichkeit in den Bildern, die Ruanda entweichen? Bilder eines Völkermordes, die nicht vereitelt werden können? Die Medien tragen eine ganz eigene Theorie über den Kern des Konflikts vor, der nicht das Geringste mit Genozid zu tun hat. Als die Tötungen nur Minuten nach dem Absturz der ruandischen Präsidentenmaschine einsetzen, erscheinen die altbekannten Informationen über die Vorbereitung zum Genozid nicht in neuem Licht, sondern verschwinden unter einem malerischen Affektbegriffsschwall von ›Rache‹, ›Hass‹, ›Mordlust‹, ›Blutrausch‹ und ›Todfeindschaft‹. *Der Spiegel* sieht im Genozid Ruandas einen »Kontinent ohne Hoffnungen«: »Ursachen und Ziele verschwimmen, Erklärungsmuster versagen: Dies ist Anarchie, die aus sich selbst lebt.« (Marx 1997, 118) Unter dem martialischen Motto »Jeder gegen Jeden« unterbreitet Bartholomäus Grill in der Wochenzeitung *Die Zeit* den Lesern eine epische Idee:

»Die Wurzeln des Konflikts *reichen viele Menschenalter zurück*, bis in die Zeit, als nilotische Viehzüchter aus dem Norden Afrikas ins heutige Ruanda einwanderten [...]. *Vor 400 Jahren* stießen sie auf die hier lebenden Bahutu, auf eine Stammesfamilie von bantusprachigen Ackerbauern.« (Ebd., 118)

Ein Jahr darauf christianisiert Hans Christoph Buch in derselben Zeitung die Theorie anschaulich: »Die biblische Geschichte von Kain und Abel wiederholt sich hier: *vor undenklichen Zeiten* erschlu[g] der seßhaft gewordene Kain den Nomaden Abel. Seitdem zieht der Bruderzwist seine blutige Spur durch die Geschichte Ruandas« (ebd., 119). Noch 1997 ist es um die Erkenntniskräfte der *Süddeutschen Zeitung* nicht wirklich besser bestellt: »Historisch richtig ist [...], daß beide Volksgruppen am Äquator [...] schon vor Hunderten von Jahren aufeinander stießen« (ebd.). – Historisch »richtig« ist nur, dass die belgische Kolonialmacht die Clanstrukturen Ruandas ethnisch missverstand, was teilweise so weit ging, Besitzer von mehr als zehn Kühen dem ›Stamm‹ der Tutsi zuzuschlagen (vgl. Stockhammer 2005, 18).

Linda Melvern weist in ihrer Untersuchung der westlichen Berichterstattung nach, wie die Medien Informationen aus dem genozidalen Ruanda konsequent in Desinformationen verwandelt haben, was nicht ohne Rückkoppelungseffekt auf politische Entscheidungen blieb (vgl. Melvern 2002, 95; Melvern 2009, 193). Erst mit geraumem Abstand wird sichtbar, wie eng die Medien mit ihren Darstellungen an Willen und Lippen der Täter hingen. Die Täterseite kultivierte und befeuerte die Sprachregelung jahrhundertalter ›Stammeskriege‹ und ›Todfeindschaften‹. Vormoderne, archaische Bestien jenseits jeglicher Zivilisation in den Tropen erschienen schließlich ungeeignet, politisch reguliert zu werden. Selbst hochrangige Mitarbeiter internationaler Hilfsorganisationen beharrten auf der Darstellung, die Schlachtfelder seien das Werk »irrationaler Kräfte« (vgl. Mamdani 2001, 213). Die Darstellungen zielten auf ein archaisches Blutvergießen in einer wildgewordenen Region. Die barbarische Gewalt wurde in einem ›rückständigen‹ Teil der Erde als unvermeidbare Naturnotwendigkeit dargestellt (vgl. Livingston/Eachus 2000, 218, 226; Melvern 2002, 91, 101 f., 105). Die Artikel selbst hochrangiger Experten, des amerikanischen Flüchtlingskommissars Roger Winter etwa, seit 1983 mit Ruanda vertraut, die das schräge Bild eines blut- und barbareispukenden Vulkans korrigieren wollten, wurden von den renommierten US-Leitmedien abgelehnt (vgl. Melvern 2002, 93; Melvern 2009, 167). Politik, Medien und Gesellschaft wollten keinen Genozid erkennen. Diese selbstverordnete Blindheit macht die ›Weltöffentlichkeit‹ angesichts der ruandischen Tötungen zu einem instruktiven Lehrmeister in Sachen politischer Epistemologie.

Das wegen seines relativen Wohlstands bis dato eigentlich als ›Switzerland of Africa‹ bekannte Ruanda wurde über Nacht zum ›Busch‹. Die *Vernichtung einer Ethnie* wurde in einer Sprachsäure zu ›Stammeskriegen‹, ›jahrhundertaltem Hass‹, ›afrikanischen Zuständen‹, ›Gemetzel‹, blitzenden ›Klingen‹ und ›Pulverfässern‹ zersetzt. – Um ein Gefühl für die Ungerechtigkeit und Ungeheuerlichkeit dieser Interpretation zu bekommen, stelle man sich Zeitungen vor, die 2001 über das ›Pulverfass‹ der arabisch-amerikanischen Beziehungen oder 1941 über den uralten ›Bruderzwist‹ zwischen Abendland und Judentum berichtet hätten.

Diese Darstellung wäre weniger obszön, hätte es sich nicht um Genozid gehandelt. Das zentrale Skandalon ist die Umarbeitung einer durchorganisierten Massenvernichtung in Akte *unpolitischer*, naturnotwendiger Gewalt. Bei Völkermord geht es aber immer um die *Erkenntnis* politischer Zusammenhänge bzw. die *Wahrnehmung* und *Darstellung*

von Politik, niemals um die Darstellung archaisch-biblischer Geschichten. Völkermord muss stets politisch organisiert oder zugelassen und militärisch implementiert werden. Genozid ist ohne Zugang zu staatlichen Institutionen, Waffen, Geldern, Ministerien und Medien undurchführbar (vgl. Melvern 2009, 71). In der Geschichte ist kein Völkermord bekannt, in dem eine Gruppe von Menschen sich ›mal eben‹ zufällig oder spontan zur Vernichtung einer Bevölkerungsgruppe aufmachte.

Der Genozid Ruandas war denn auch das Werk des militärischen Geheimdienstes (»G2«), der Waffen besorgte, Todeslisten erstellte, Soldaten auf Töten drillte, abhörsichere Kommunikationskanäle für seine Kommandostrukturen aufbaute und die Koordination der Vernichtung zwischen Präsidentengarde, Armee, Gendarmerie und örtlicher Polizei übernahm (vgl. Prunier 1995, 222 ff., 242; Lemarchand 1994, 107 ff.; Melvern 2008, 27 ff.; Scherrer 1999, 88; Marx 1997, 121).

Dabei bekam bereits Nick Hughes zwei fundamentale Widersprüche zur offiziellen Version des afrikanischen Infernos zu fassen: von spontanen Tötungen oder affektiver Wildheit findet sich auf seinen Bildern keine Spur. (Abb. 2) Der Akt zieht sich über qualvolle zwanzig Minuten hin. Hughes muss die Aufnahme mehrfach unterbrechen, weil ihm der letzte Rest aus den Kamerabatterien schwindet. Als ein Jeep vorfährt, weist ein uniformierter Soldat die Täter überhaupt erst dazu an, ihre Opfer in Stücke zu hacken. Was Hughes selbst irritierte, war aber etwas anderes:

»Finally, a man came across the street and hit one woman on the head with such a force that he broke the stick he was using. She fell back. She put her arm up to ward off the blow, and he must have broken it. [...] No one questioned why these people were there, why they were doing this. [...] It was as if these people had the authority to kill them. [...] This was going on up and down the street. People were brought out of their houses and killed on the street, systematically. It was not a rampage into someone's house, to smash in the door and kill those in the front room. They were being dragged out and killed, their bodies piled outside so that they could be more easily picked up and taken away. [...] It was nonchalant and it was tiring. It was work.« (Hughes 2007, 233)

3 Die propagandistische Kraft der Bilder

Bei der Durchsetzung der These atavistischer Gewaltorgien spielten die Bilder die entscheidende Rolle. Die barbarischen Bilder zerhackter Nonnen, von Blutlachen und zerstückelten Körperteilen verliehen der These von der Rückständigkeit und Barbarei des Konflikts eine scheinbar unmittelbare – für fast eine Million Menschen tödliche – »Evidenz«. Die Hypothese ist keineswegs übertrieben, dass diese Bilder mit dem Schweigen der Weltgemeinschaft in einem Kausalzusammenhang stehen. Die Sichtbarkeit bluttriefender Gewaltexzesse versenkte alle Diskussionen um die *politische* Handhabung des Konflikts. Blut und atavistische Tötungsmethoden verstellten den Blick auf den hohen Organisationsgrad eines Unternehmens, an dessen Ende eine 0 für die Tutsi-Population stehen sollte (vgl. Melvern 2008, 27 ff.; Scherrer 1999, 88; Prunier 1995, 222 ff.; Lemarchand 1994, 107 ff.). Die Machetenaufnahmen ermöglichten gerade die *unpolitische* Wahrnehmung der Ereignisse: Die politische Organisation der nackten Gewalt verschwand unausgestanzt hinter einer Schablone. Die Systematik der Tötungen verschwand hinter dem Blut, Fleischbrei und Verwesungsgeruch der Bilder zerstörter Körper. Während die Ausstattungen scheinbar nur rückständige und blutige Barbarei zeigten, war Politik weit und breit nicht mehr zu erkennen.



Diese abdeckende epistemologische Schablone wurde durch die gesamte Palette

Abb. 4: Auslage des Gisozi Genocide Museums

der Mordwerkzeuge erzeugt. Die Ikonografie der Tötungswerkzeuge, wie sie in einer Auslage des Gisozi Genocide Museums zu sehen ist, stützt dies. (Abb. 4) Macheten, Messer, Knüppel, Beile, sogar Schaufeln und vernagelte Stöcke wurden als Vernichtungsinstrumente verwendet, um nahezu eine Million Menschen totzuschlagen. Den Opfern blieb teilweise nichts anderes übrig, als ihre Mörder mit Steinwürfen abzuwehren (vgl. Mamdani 2001, 221). Zunächst scheint diese Auslage Hans Christoph Buchs Intuition von »Kain und Abel« in Afrika zu bestätigen. Machen Bilder derart erschlagener Körper Barbarei nicht evident?

Genau hier ist aber der erkenntnistheoretische Fallstrick gespannt: eine Klassifizierung der für einen Völkermord eingesetzten Tötungswerkzeuge in *inhumane Formen* (Macheten, Knüppeln, Schaufeln) und *humane Entsorgungsformen* (Vergasung, Verbrennung). Die Bildwahrnehmung Ruandas läuft auf eben diese Unterscheidung zwischen archaisch-inhumanen und humanen Vernichtungsformen hinaus. Die Mordwerkzeuge des Holocaust definieren bis heute ikonografisch, wie Genozid auszu-sehen hat. Dagegen verstößt zwar schon die historische Tatsache, dass fast drei Millionen Juden nicht in den Vernichtungslagern, sondern »in ›sehr traditionellen, geradezu archaischen Formen‹« ermordet (Hamann 2009, 687) und »von Hunderttausenden – teilweise hoch motivierten – Tätern und Helfern« (Longerich 2004, 151) in Gruben verscharrt wurden. Deutsche Soldaten fotografierten sich schon einmal dabei, wie sie einen jugoslawischen Widerstandskämpfer mit der Axt enthaupteten (siehe Reifarh/Schmidt-Linsenhoff 1995, 496, Abb. 19 u. 20). Die genozidalen Erinnerungsbilder der deutschen Täter wirken auf Historiker heute »wie Bilder eines fremden Systems von offener Brutalität, das sich ohne eine Schranke von Scham und Zivilisierung austobt« (Hüppauf 1995, 524). Von der Vernichtung durch Aushungern und der ikonischen Präsenz von Galgen in Konzentrationslagern einmal ganz abgesehen (vgl. Koselleck 2002, 27), exekutierten die Deutschen ihre Opfer mit Genickschüssen, Massenverbrennungen und Handgranaten (vgl. Hilberg 1994, 333, 393, 398). Oberleutnant Walther rapportiert unverhüllt seine Probleme: »Das Erschießen der Juden ist einfacher als das der Zigeuner. Man muß zugeben, daß die Juden sehr gefaßt in den Tod gehen [...], während die Zigeuner heulen, schreien und sich dauernd bewegen, wenn sie schon auf dem Erschießungsplatz stehen« (Benz 1995, 68).

Von einem aseptischen oder unbarbarischen Charakter des Holocaust kann keine Rede sein. Auch nicht in den Todesfabriken, wo die Gefangenen zu Tausenden von Typhus, Fleckfieber oder Ruhr dahingerafft, zu Tode misshandelt, gehungert, geprügelt und geschossen wurden. Ebenso irreführend ist das häufig benutzte Adjektiv ›industriell‹, sollte es auf die Trennung gegenüber vorindustriellen Massenmorden hinaus wollen. Für den Holocaust gilt gerade: »Fortschritt und Barbarei können seit Auschwitz nicht mehr getrennt voneinander betrachtet werden« (Brink 1998, 181, 39). Die Ausrottung und Vernichtung einer Ethnie ist *per definitionem* ein Akt von Barbarei. Was sollte eine humane Form der Ausrottung auch sein?

Von diesem Wahrnehmungsproblem zeugt auch die eingangs zitierte Hilflosigkeit Churchills angesichts des angelaufenen Holocaust. Mangels Alternativen vergleicht er ihn instinktiv mit dem ›Mongolensturm‹ auf Europa mehrere Jahrhunderte zuvor (vgl. Quigley 2006, 3). Roosevelt spricht im August 1942 von »barbarischen Verbrechen« (vgl. Greiner 1995, 48). Aber auch die Reichskristallnacht 1938 wurde schon als »Rückfall in die Barbarei« und als »Schande und Brutalität« beschrieben. Die *New York Times* kommentiert: »Eine Welle der Zerstörung, des Plünderns und der Brandstiftung ohne Parallele in Deutschland seit dem Dreißigjährigen Krieg [...] fegte über Großdeutschland, als die nationalsozialistischen Kohorten ihren Rachezug starteten« (Gerste 2011, 102). Durch derartige Topoi wird traditionell die Ungeheuerlichkeit und Vernichtungskraft des Gewaltgeschehens ausgedrückt (vgl. Hirt 2006, 46, 50).

Wenn Rudolf Höß ›qualfrei‹ töten wollte, dachte er dabei nicht an die Opfer, auch wenn er dies vorgab: »Mir graute immer vor den Erschießungen, wenn ich an die Massen, die Frauen und Kinder dachte [...] Nun war ich doch beruhigt, daß uns allen diese Blutbäder erspart bleiben sollten, daß auch die Opfer bis zum letzten Moment geschont werden konnten« (Welzer 1995, 187). Höß, Himmler und all die anderen dachten in erster Linie an sich selbst. Die seelischen und körperlichen Belastungen der Täter – Angstausbrüche, Übelkeit, Depression – sollten durch den Einsatz von Zyklon B und Krematorien minimiert werden (vgl. Hilberg 1994, 335 ff., 371 f.; Reifarth/Schmidt-Linsenhoff 1995, 492), nicht die der Opfer.

Während das Blutbad des Holocaust nach und nach geräuschlos wurde (vgl. Bajohr/Pohl 2006, 91), blieb das von Ruanda schrill. Was gerne übersehen wird: Der Einsatz von Macheten, Knüppeln und Schaufeln diente strategischen Überlegungen. Die Macheten sorgten von Anfang an für eine Maximierung der Gewalt, um westliche Entscheidungen zu lähmen. Die *kommunikative Funktion von Gewalt* zur Terrorisierung einer möglichst breiten Öffentlichkeit, um westliche Interventionen fernzuhalten, gehört zum Standardrepertoire des Massakers: »Die Medien werden in diesem Fall *volens volens* zu Helfershelfern der Täter« (Vogel 2006, 8). Auf die blutige Machetenbarbarei – insbesondere auf den organisierten Totschlag von zehn belgischen Blauhelmsoldaten in einem Militärlager durch ruandische Soldaten – wurde nicht mit kühler Politik oder der militärischen Protektion der Zivilbevölkerung, sondern mit panischem Abzug reagiert. Die Maximierung der Gewalt durch den gezielten Import von Macheten (vgl. Melvern 2009, 75 f.) sowie deren Konsequenzen in

expliziter Gewaltdarstellung verfolgten von Anfang an das Ziel zu schockieren, zu lähmen und zu distanzieren.

Die gefahrenabwehrende Sprachregelung im Falle des ruandischen ›Gemetzels‹ will aber auf etwas anderes hinaus: den Organisationsgrad des Genozids. Dieser erscheint, beim oberflächlichen Blick auf die Ikonografie der Tötungen, der durch Macheten versehrten und zerstückelten Körper, geradezu stümperhaft. Die Werkzeuge scheinen einer anderen Zeit zu entstammen. Genauer: der Eisen- oder Bronzezeit.

Die Gleichgültigkeit gegenüber den Bildern des ruandischen Genozids weisen den Weg, Bilder mittels Worten und Ideen vom Schockierungs-, Empörungs- und Interventionspotenzial zu entbinden. Die Frage, warum Genozidbilder das Töten nicht verhindern können, erscheint naiv. Die Frage ist vielmehr, wie eine Gesellschaft eine Kette gewalttätiger Ereignisse wahrnehmen will.

Die Rezeption dessen, was Genozid ist, wird durch seine Darstellung gelenkt. Die Täterseite war in der Lage, in propagandistischer Absicht die Weltmedien mit einem manipulativen Bildkommentar zu versorgen, der jedes Mitgefühl mit einem »Dschungel der Gewalt« (Marx 1997, 121) demokratieunfähiger Buschbarbaren (vgl. Kraller 1999, 146 f.) im Keim erstickte. In welcher Weise sich Bild und Wort im Falle Ruandas bedingen, wird dabei unschwer sichtbar. James Nachtweys Bilder widerlegen seine eigene, wohlgemeinte These, dass Kriegsbilder weniger von Worten abhängen, um das Wesen der Ereignisse wahrzunehmen (vgl. Nachtwey 1999, 469). Sie zeigen vielmehr, dass Gewaltbilder die Potenz besitzen, mehr und direkter zu emotionalisieren als Worte. Vielmehr brachte die Rede von ›Todfeindschaft‹, ›Stammeskrieg‹ und ›Barbaren‹ den letzten humanistischen Sinn seiner Aufnahmen zum Schweigen. Bilder plausibilisierten die Deutung der Tötungen als unpolitische rückständige Ereignisse. Den Bildern zerhackter menschlicher Körper war die Organisation der Gewalt nicht zu entnehmen. Die genozidale Systematik wurde von Ikonen der Barbarei abgedeckt.

4 Zeichenvorrat des Genozids

Abschließend will ich eine Hypothese wagen, die zur Klärung der westlichen Reaktionen auf die neuen Genozide beitragen kann. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges haben Augenzeugen, Wissenschaftler, Dichter, Künstler und Publizisten »lawinenartig« (vgl. Bauer 2004, 128) dem deutschen Tötungsapparat die Namen- und Bildlosigkeit mit Ausstellungen,

Romanen, Kinofilmen und Gedenkstätten abgerungen und seiner Unbegreiflichkeit ein Stück weit entrissen. Ein Heer von Geisteswissenschaftlern, Intellektuellen und Künstlern hat der Welt buchstäblich *ein Bild* des politischen Tötungswerks gemacht: Eisenbahnwagen voller Leichen in Dachau, Halbtote in Buchenwald und die an Typhus und Tuberkulose gestorbenen, unbeerdigte Leichenhaufen Bergen-Belsens, Selektionsrampen, kahlgeschorene Gestalten in Sträflingskleidung hinter Stacheldraht, Gerhard Schoenberners »Der gelbe Stern«, die menschen- wie täterlose Aufnahme des Ausgangstores von Auschwitz (vgl. Hamann 2009, 686 f.), die Kleider-, Haar- und Schuhberge. Dazu kommt der Blick auf die Tötungswerkzeuge: Baracken, Gaskammern, Hochöfen.

Europa bekam finsterste Begriffe und noch deprimierendere Vorstellungen für das Ausmaß und die *akribia* der deutschen Tötungs- und Vernichtungspolitik. Wie dieser Anschauungsunterricht funktioniert, illustriert der Nürnberger Kriegsverbrecherprozess. Um eine allgemeine Vorstellung davon zu geben, wie der Anklagepunkt »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« (besser: »Verbrechen *an der Menschlichkeit*«) auszusehen hat, wird gedrehtes Filmmaterial aus den befreiten Konzentrationslagern vor der Anklageverlesung gezeigt (vgl. Brink 1998, 117). Die westliche Öffentlichkeit wurde für die Verbrechen eines Massen- und Völkermords regelrecht *sehend* gemacht. Auf den Zusammenbruch des tausendjährigen Reiches folgten Bilder auf Anschlagtafeln, Plakatwänden, in Zeitungen und Filmen – eine »Erziehung durch Entsetzen« (vgl. Didi-Huberman 2007, 103), die auch Jahrzehnte später noch das Leben von Menschen in ein Davor und Danach zweizuteilen vermochte (vgl. Sontag 2002, 24).

In der Gefühls- und Gedächtniskammer des kollektiven Gedächtnisses sind diese Bilder zu einer klumpigen Ikonografiemasse des Holocaust zusammengeschmolzen, die bis heute im europäischen Bildgedächtnis zirkuliert (vgl. Brink 1998, 9). Allerdings ist bemerkenswert, wie lange der Erkenntnisprozess andauerte, bis *der Holocaust* gesehen wurde: »Was heute unbestreitbar scheint, wurde im zeitlichen Umfeld des Massenmordes anders gesehen. Weder in den alliierten Proklamationen der Kriegszeit noch in den Militärtribunalen nach 1945 spielte der Holocaust eine besondere Rolle« (Kwiet 2003, 114; Levy/Sznaider 2001, 68). Die Juden als bedeutendste Opfergruppe wurde in der Presse in einem Meer von »Angehörigen von insgesamt 22 Nationen« versenkt (vgl. Waite 2006, 224 f.). Politik und Medien versuchten in Ost wie West noch zehn Jahre nach Kriegsende, die Juden nicht als »Hauptziel« des Holocaust zu erwähnen (vgl. ebd., 228, 232 f.; Bajohr/Pohl 2006, 101). Erst mit dem

Eichmann-Prozess bildete sich die Bereitschaft heraus, das Einzigartige und Charakteristische der nationalsozialistischen Verbrechen wahrzunehmen (vgl. Levy/Sznaider 2001, 124).

Die Reaktionen auf die Bilder aus Ruanda lassen den Schluss zu, dass es *durch den Holocaust vorgeprägte Wahrnehmungsmuster* gibt, die vorgeben, wie ein Genozid auszusehen hat. Eine Art »Holocaust-Maßstabshypothese«: Am Holocaust wird gemessen, was als Genozid wahrgenommen wird und was nicht. Die Machetenbilder aus Ruanda trafen auf ein Publikum, das vom Zeichenvorrat des Holocaust her zu wissen glaubte, wie Völkermord aussieht. Die Totenberge, Knochengrippe und Konzentrationslager boten den Opfern der neuen Genozide nur ein einziges Mal, beim *Déjà-Vu* im westbosnischen Trnopolje, Halt und Schutz. Weil die ruandischen Kriegsbilder keine Konzentrationslager, Gaskammern, Baracken oder systematisch ausgehungerte Menschen zeigten, wurde »nur« Barbarei wahrgenommen, aber keine genozidale Tötungspolitik. Der »Zeichenvorrat des Holocaust« steuert elementar die Wahrnehmung, wie Genozid auszusehen hat. Entsprechen die einem Völkermord entwichenen Bilder den Erwartungen aus dem Zeichenvorrat des Holocaust, können politische oder öffentliche Reaktionen außer Kontrolle geraten wie in Trnopolje. Verstoßen die Darstellungen der Tötungen aber gegen die Erwartungen, wie Menschen massenhaft zu Tode zu kommen pflegen, bleiben politische Entscheidungen schlicht aus. Aus Ruandas Steinzeit- und Machetenbildern ging vermeintlich spontane Gewalt hervor – keine politisch organisierten Verbrechen. Das Zeitungs- und Fernsehpublikum war auch Jahrzehnte nach der selbstproklamierten Befreiung von Rassismus und völkischer Entwicklungspsychologie keineswegs unempänglich für diese Bild- und Sprachregelungen.

Ein *Zeichenvorrat für Genozide* ist nach dem Zweiten Weltkrieg nie entstanden. Die Todesmärsche des armenischen Genozids (die *Tötungsmärsche* sind), die Schäferhunde Srebrenicas, die die Männer in den Wäldern aufspürten, und das fließende Ineinander von mittelalterlichen Reiterkriegern und High-Tech-Kampffjets beim Völkermord im sudanesischen Darfur gehörten in diesen Zeichenvorrat. Es wird jahrzehntelanger Arbeit bedürfen, bis die ikonografischen Spezifiken eines Völkermords herausgearbeitet und monumentalisiert sind – um gesehen, gedacht und erinnert zu werden. Das große Drama aber bleibt: In dem Augenblick, in dem der Zeichenvorrat eines Genozids verfügbar ist, sind seine Opfer längst verscharrt.

Literatur

- Bajohr, Frank/Pohl, Dieter (2006): Der Holocaust als offenes Geheimnis. Die Deutschen, die NS-Führung und die Alliierten. München.
- Bauer, Yehuda (2004): Mord als Ziel. In: Aust, Stefan/Spörl, Gerhard (Hgg.): Die Gegenwart der Vergangenheit. Der lange Schatten des Dritten Reichs. München, 128–137.
- Benz, Wolfgang (1995): Der Holocaust. München.
- Brink, Cornelia (1998): Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945. Berlin.
- Chaon, Anne (2007): Who Failed in Rwanda, Journalists or the Media? In: Thompson, Allan (Hg.): The Media and the Rwanda Genocide. London, Ann Arbor. 160–166.
- Didi-Huberman, Georges (2007): Bilder trotz allem. München.
- Dörner, Bernward (2007): Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte. Berlin.
- Frei, Norbert (1992): Auschwitz und Holocaust. Begriff und Historiographie. In: Loewy, Hanno (Hg.): Holocaust. Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte. Hamburg, 101–109.
- Gerste, Ronald D. (2011): Roosevelt und Hitler. Todfeindschaft und totaler Krieg. Paderborn.
- Greiner, Bernd (1995): Die Morgenthau-Legende. Zur Geschichte eines umstrittenen Plans. Hamburg.
- Hamann, Christoph (2009): Torhaus Auschwitz-Birkenau. Ein Bild macht Geschichte. In: Paul, Gerhard (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder. 1900 bis 1949. Göttingen, 124–131.
- Hilberg, Raul (1994): Die Vernichtung der europäischen Juden. Bd. 2. Frankfurt am Main.
- Hirt, Katrin (2006): Der Sacco di Roma 1527 in einer zeitgenössischen italienischen Versflugschrift. Das Massaker und die Einheit der Nation. In: Vogel, Christine (Hg.): Bilder des Schreckens. Die mediale Inszenierung von Massakern seit dem 16. Jahrhundert. Frankfurt am Main, New York, 38–50.
- Horn, Sabine (2009): Erinnerungsbilder. Auschwitz-Prozess und Majdanek-Prozess im westdeutschen Fernsehen. Essen.
- Hughes, Nick (2007): Exhibit 467. Genocide Through a Camera Lens. In: Thompson, Allan (Hg.): The Media and the Rwanda Genocide. London, Ann Arbor, 231–234.
- Hüppauf, Bernd (1995): Der entleerte Blick hinter der Kamera. In: Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hgg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht. 1941–1944. Hamburg, 504–527.

- Jarausch, Konrad H./Sabrow, Martin (2002): ›Meistererzählung‹ – Zur Karriere eines Begriffs. In: Jarausch, Konrad H./Sabrow, Martin (Hgg.): Die historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945. Göttingen, 9–32.
- Kakwenzire, Joan/Kamukama, Dixon (2000): The Development and Consolidation of Extremist Forces in Rwanda 1990–1994. In: Adelman, Howard/Suhrke, Astri (Hgg.): The Path of a Genocide. The Rwanda Crisis from Uganda to Zaire. New Brunswick, London, 61–91.
- Koselleck, Reinhart (2002): Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses. In: Knigge, Volkhard/Frei, Norbert (Hgg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München, 21–32.
- Kraler, Albert (1999): Die Darstellung des ruandesischen Genozids in den Medien. In: Schneider, Bernhard/Jochum, Richard (Hgg.): Erinnerungen an das Töten. Genozid reflexi. Wien u. a., 133–155.
- Kwiet, Konrad: Von Tätern zu Befehlsempfängern. Legendenbildung und Strafverfolgung nach 1945. In: Matthäus, Jürgen/Kwiet, Konrad/Förster, Jürgen/Breitman, Richard (Hgg.): Ausbildungsziel Judenmord? ›Weltanschauliche Erziehung‹ von SS, Polizei und Waffen-SS im Rahmen der ›Endlösung‹. Frankfurt am Main, 114–138.
- Lemarchand, René (1994): Bilder wie aus der Apokalypse. Hintergründe des Völkermordes in Ruanda. In: Der Überblick 3/1994, 105–109.
- Levy, Daniel/Sznaider, Natan (2001): Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust. Frankfurt am Main.
- Livingston, Steven/Eachus, Todd (2000): Rwanda. U. S. Policy and Television Coverage. In: Adelman, Howard/Suhrke, Astri (Hgg.): The Path of a Genocide. The Rwanda Crisis from Uganda to Zaire. New Brunswick, London, 209–228.
- Longerich, Peter (2004): Der ungeschriebene Befehl. In: Aust, Stefan/Spörl, Gerhard (Hgg.): Die Gegenwart der Vergangenheit. Der lange Schatten des Dritten Reichs. München, 138–151.
- Maier, Charles S. (2002): Die ›Aura‹ Buchenwald. In: Knigge, Volkhard/Frei, Norbert (Hgg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München, 327–341.
- Mamdani, Mahmood (2001): When Victims become Killers. Colonialism, Nativism, and the Genocide in Rwanda. Princeton.
- Marx, Jörg (1997): Völkermord in Rwanda. Zur Genealogie einer unheilvollen Kulturwirkung. Eine diskurshistorische Untersuchung. Hamburg.
- Melvern, Linda (2002): Missing the Story. The Media and the Rwandan Genocide. In: McInnes, Colin/Wheeler, Nicholas J. (Hgg.): Dimensions of Western Military Intervention. London, 91–106.
- Melvern, Linda (2008): The Past is Prologue. Planning the 1994 Rwandan Genocide. In: Clark, Phil/Kaufman, Zachary D. (Hgg.): After Genocide. Transitional Justice, Post-Conflict Reconstruction and Reconciliation in Rwanda and Beyond. London, 21–31.

- Nachtwey, James (1999): *Inferno*. New York.
- Philippi, Kristl (2006): Das Massaker von Temesvar in Rumänien 1989. In: Vogel, Christine (Hg.): *Bilder des Schreckens. Die mediale Inszenierung von Massakern seit dem 16. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York, 221–234.
- Pohl, Dieter (2002): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden 1939–1945. In: Asmuss, Burkhard (Hg.): *Holocaust. Der nationalsozialistische Völkermord und die Motive seiner Erinnerung*. Berlin, 103–120.
- Prunier, Gérard (1995): *The Rwanda Crisis 1959–1994. History of a Genocide*. London.
- Quigley, John B. (2006): *The Genocide Convention. An international law analysis*. Burlington.
- Reifarth, Dieter/Schmidt-Linsenhoff, Viktoria (1995): Die Kamera der Täter. In: Heer, Hannes/Naumann, Klaus (Hgg.): *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht. 1941–1944*. Hamburg, 475–503.
- Scherrer, Christian P. (1999): *Rwanda – Burundi. Zur Notwendigkeit von Konfliktprävention und Übergangsjustiz nach dem Genozid*. Moers.
- Schilling, Sandrine (2005): *Gegen das Vergessen. Justiz, Wahrheitsfindung und Versöhnung nach dem Genozid in Rwanda durch Mechanismen transnationaler Justiz. Gacaca Gerichte*. Bern u. a.
- Sontag, Susan (2002): *Über Fotografie*. München, Wien.
- Stockhammer, Robert (2005): *Ruanda. Über einen anderen Genozid schreiben*. Frankfurt am Main.
- Taylor, Christopher C. (2004): *Deadly Images. King Sacrifice, President Habyarimana, and the Iconography of Pregenocidal Rwandan Political Literature*. In: Whitehead (Hg.) *##*. Santa Fe, 79–105.
- Thompson, Allan (2009): *The father and daughter we let down*. In: *The Star* (11.04.2009). <http://www.thestar.com/article/616860> (27.10.11)
- Vogel, Christine (2006): *Zwischen Sinnstiftung und Propaganda. Öffentliche Kommunikation über Massaker vom 16. Jahrhundert bis heute*. In: Vogel, Christine (Hg.): *Bilder des Schreckens. Die mediale Inszenierung von Massakern seit dem 16. Jahrhundert*. Frankfurt am Main, New York, 7–14.
- Waite, Robert G. (2006): *Die amerikanischen Medien, die Kriegsverbrecherprozesse in Deutschland und die öffentliche Wahrnehmung des Holocaust in den USA 1943–1955*. In: Matthäus, Jürgen/Mallmann, Klaus-Michael (Hgg.): *Deutsche, Juden, Völkermord. Der Holocaust als Geschichte und Gegenwart*. Darmstadt, 223–240.
- Welzer, Harald (1995): *Die Bilder der Macht und die Ohnmacht der Bilder. Über Besetzung und Auslöschung von Erinnerung*. In: Welzer, Harald (Hg.): *Das Gedächtnis der Bilder. Ästhetik und Nationalsozialismus*. Tübingen, 165–194.
- Wiegrefe, Klaus/Hage, Volker (2004): *Der Fall Barbarossa. Der grausamste aller Kriege*. In: Aust, Stefan/Spörl, Gerhard (Hgg.): *Die Gegenwart der*

Vergangenheit. Der lange Schatten des Dritten Reichs. München, 166–173.

Wyman, David S./Medoff, Rafael (2002): A race against death. Peter Bergson, America, and the Holocaust. New York.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Nachtwey, James: Rwanda, 1994 – Survivor of Hutu death camp. <http://www.jamesnachtwey.com/jn/slides/g39.html> (26.01.12).

Abb. 2–3: Thompson, Allan (2009): The father and daughter we let down. In: The Star (11.04.2009). <http://www.thestar.com/article/616860> (27.10.11).

Abb. 4: Aus: Waugh, Colin M. (2004): Paul Kagame and Rwanda. Power, Genocide and the Rwandan Patriotic Front. Jefferson, London, 68.